

Was macht Geschworene zu Geschworenen?

Zur Genese der Ethnomethodologie

Thomas S. Eberle

Im folgenden Beitrag beschäftige ich mich mit der Entwicklung der Ethnomethodologie aus dem Geist der Phänomenologie und Garfinkels radikalem Versuch, die phänomenologische Lebensweltanalyse soziologisch zu wenden und nochmals neu anzusetzen. Konstitutiv waren dabei vor allem seine Frühschriften sowie seine Geschworenen-Studie, die er gemeinsam mit Saul Mendlovitz 1953-1954 durchführte. Im Rahmen dieser Studie fiel ihm auch die Bezeichnung »Ethnomethodologie« ein, und er berief sich regelmäßig auf sie, wenn er die Genese der Ethnomethodologie zu erklären versuchte. Mein Beitrag wird mit einigen autobiographischen Anekdoten gerahmt: 50 Jahre »Studies of Ethnomethodology« sind für mich auch 44 Jahre persönliche Beschäftigung mit Ethnomethodologie.

1. Mein persönlicher Weg zu Garfinkels Ethnomethodologie

Während meiner Studienzeit anfangs der 1970er Jahre war die Soziologie in Aufbruchsstimmung. Für uns Studierende war dies eine wilde Zeit. Seit der 1968er Bewegung war die Gesellschaft in Aufruhr, und die Soziologie als Wissenschaft von der Gesellschaft stellte neuartige Fragen, entwarf mannigfaltige innovative Theorieansätze und Perspektiven und suchte nach der eigenen Identität. Tagtäglich erschienen spannende neue Aufsätze und Bücher. Wir Studierenden hatten das Gefühl, am Anfang eines neuen Zeitalters zu stehen, das sich von der verkorksten (Sexual-)Moral des Establishments und den verknöcherten bisherigen gesellschaftlichen Strukturen emanzipiert. Kritisch sein war »in«, was oftmals mit einer Affinität zur Kritischen Theorie der Frankfurter Schule einherging. Einflussreiche Werke waren »Der Positivismus-Streit« (Adorno et al. 1968), »Die Logik der Sozialwissenschaften« von Jürgen Habermas (1970), bald aber auch – gehandelt als Gegenposition – Niklas Luhmanns Entwürfe einer systemtheoretischen Gesellschaftstheorie (Luhmann 1971; Habermas & Luhmann 1971). Diese Werke hatten trotz aller Gegensätzlichkeit eines gemeinsam: Sie argumentierten auf anspruchsvollem, oft sozialphilosophischem Niveau und operierten mit abstrakten theoretischen

Konzepten, die zwar intellektuell illuminierend wirkten, sich jedoch wenig dazu eigneten, unsere erfahrbare Alltagswirklichkeit zu analysieren. Alltag und Wissenschaft schienen genuin getrennte Wirklichkeiten zu sein.

Die Giganten Habermas und Luhmann dominierten die deutschsprachige Soziologie der 1970er Jahre. Man kann sich angesichts dieser Konstellation wohl die Faszination vorstellen, welche die beiden Bände ›Alltagswissen, Interaktion und soziale Wirklichkeit‹ der Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (1973) in mir weckten. Sie enthielten Aufsätze von Herbert Blumer, Aaron Cicourel, Harold Garfinkel, Thomas P. Wilson, George Psathas, Dell H. Hymes und anderen, führten in die Phänomenologie von Alfred Schütz, in die Ethnomethodologie, in den Symbolischen Interaktionismus und die Ethnographie ein und eröffneten mir damit eine neue Welt. Mit großer Begeisterung las ich den ›Sinnhaften Aufbau der sozialen Welt‹ von Alfred Schütz ([1932] 2004) und seine gesammelten Aufsätze sowie Harold Garfinkels ›Studies of Ethnomethodology‹ (1967). Mit Garfinkel quälte ich mich echt rum, seine Theoriegestalt war völlig ungewohnt:

»Ich meine damit insbesondere jene solipsistische, ja autistische Form, in der sich die Arbeiten Garfinkels und seiner Schüler präsentieren. Die beharrliche Weigerung, auch nur zu erwähnen, woraus sich eigene Argumentationen und Konzepte speisen; die fast völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem, was in anderen Bereichen der Sozialwissenschaften produziert und gedacht wird; die – wie Beschwörungsformeln anmutenden – ständigen Wiederholungen von Redewendungen, bestimmten Formulierungen und Ausdrücken, wenn diese gerade erklärt werden sollen...« (Bergmann 1974: 16f.)

Diese Charakterisierung, die Jörg Bergmann bereits 1974 in seiner hervorragenden Diplomarbeit formuliert hatte, fand ich deswegen trefflich, weil sie exakt meine eigene subjektive Erfahrung widerspiegelte. Jörg Bergmann lernte ich allerdings erst 1979 über Thomas Luckmann kennen. Ich profitierte sehr vom folgenden Austausch und besuchte im Frühjahr 1980 auch noch die von ihm organisierte Konferenz zu Ethnomethodologie (EM) und Conversation Analysis (CA) an der Uni Konstanz. Kurz darauf übersiedelte ich mit Hilfe eines Forschungsstipendiums des Schweizerischen Nationalfonds nach Kalifornien, was ich bereits im Vorjahr organisiert hatte. Ich wollte meine Dissertation der Ethnomethodologie widmen!

Über das stw-Bändchen ›Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns‹, herausgegeben von Elmar Weingarten, Fritz Sack und Jim Schenkein (1976), war ich auf Don H. Zimmerman, Melvin Pollner und Dorothy E. Smith gestoßen, die mir wesentlich verständlicher schienen als der unzugängliche Garfinkel. Vor die Wahl gestellt, ob ich an die University of California Los Angeles zu Garfinkel, Schegloff und Pollner oder an die UC Santa Barbara zu Don Zimmerman und Tom Wilson gehen soll, entschied ich mich schließlich für Santa Barbara. Dafür gab eine vielschichtige Motivkonstellation den Ausschlag:

- Erstens die Verständlichkeit: Zimmerman hatte bei Garfinkel sein Ph.D. gemacht und konnte mir vermutlich besser erklären, was Ethnomethodologie ist, als Garfinkel selbst.
- Zweitens schien mir auch Tom Wilson attraktiv: Er hatte einen vielzitierten Artikel geschrieben, in dem er das interpretative Paradigma dem normativen Paradigma

gegenüberstellte und treffend auf den Punkt brachte, worin sich die interpretativen Ansätze vom etablierten Strukturfunktionalismus – dem Hauptansatz meines Pflichtstudiums – unterschieden.

- Drittens vertraten Zimmerman und Wilson das Konzept einer »ethnomethodologically informed sociology«. Während sich die Ethnomethodologen ziemlich sektenhaft absonderten und proklamierten, nur die EM sei der wahre Weg und alles andere bloß »folk sociology«, versprach Zimmerman und Wilson's Konzept Brücken zu bauen. Da ich eine instinktive Abneigung gegen Sekten habe, behagte mir das besser.
- Viertens nahm ich an, Zimmerman sei ein echt »cooler Typ«, hatte er doch auch Beiträge zur sozialen Organisation des Marijuana-Rauchens geschrieben. In seinem Artikel »You can't help but get stoned« – es passiert einfach immer wieder, dass man »high« wird – ging er mit Lawrence Wieder der Frage nach, wie es möglich ist, dass das Rauchen eines Joints als völlig spontane, eigentlich zufällig vorkommende Handlung beschrieben wird und doch so regelmäßig vorkommt (Zimmerman und Wieder 1977)? Ich kannte dieses Phänomen aus meiner eigenen Studentenzeit, wäre aber nie auf die Idee gekommen, dass man darüber einen wissenschaftlichen Artikel schreiben könnte.
- Fünftens schließlich eignete sich Santa Barbara wunderbar für einen Forschungsaufenthalt: Der Campus liegt direkt am Meer, die Stadt ist klein, es läuft außerhalb der Uni nicht viel – man kann dort produktiv arbeiten und sich auch in schöner Landschaft in unmittelbarer Nähe erholen.

Als ich im Mai 1980 in Santa Barbara ankam, wurde ich in einigen Punkten überrascht. Zum einen war das Sociology Department an der UCSB zu jener Zeit sehr farbig, geprägt von großer Diversität mit etlichen schrägen Vögeln, und es galt in seiner Ausrichtung damals als das avantgardistische der Vereinigten Staaten. Zum anderen überraschte mich, dass sowohl Zimmerman als auch Wilson beide »absolutely straight persons« waren, bieder-bürgerlich, und ich konnte mir bei beiden nicht vorstellen, dass sie je selbst mal einen Joint gedreht hätten. Weit schlimmer war indes, dass beide mittlerweile zur CA konvertiert waren, wie die meisten anderen Ethnomethodologen auch. Dies war nachvollziehbar: Während es immer unklar blieb, was nun »Ethnomethoden« konkret eigentlich sind, hatte die CA sehr handfeste, plausible Ergebnisse vorzuweisen. Zudem gab es auch einen sichtbaren Erkenntnisfortschritt – wer also noch irgendwie das szientifische Ideal des kumulativen Erkenntnisfortschritts internalisiert hatte, wurde hier gut bedient.¹ Aber so vielversprechend und überzeugend die CA auch wirkte, sie bildete auch eine ungeheure Einschränkung des ethnomethodologischen Programms. Ich habe später viele Konversationsanalytiker getroffen, die Garfinkel gar nicht mehr gelesen haben – die Bezugnahme auf Harvey Sacks gilt jeweils als völlig ausreichend.

Nun, ich habe von den beiden »straight persons« trotzdem viel gelernt – vielleicht gerade dank ihrer »Straightness«. Und in ihrem Umfeld habe ich viele interessante Kol-

1 Tom Wilson hat denn auch mal ein Paper verfasst, indem er propagierte, dass erst die EM und die CA das szientifische Wissenschaftsideal wirklich einlösen. Das Paper blieb dann allerdings (und aus guten Gründen) unveröffentlicht.

leginnen und Kollegen kennengelernt, mit denen sich ein anregender Austausch entwickelte: Candace West und Doug Maynard, Jack und Marilyn Whalen, Spencer Cahill und Donileen Loseke sowie Deidre Boden. Für ein Jahr gesellte sich auch Jean Widmer von der Universität Fribourg dazu, mein einziger Kollege in der Schweiz, der sich ebenfalls für EM und CA interessierte. Auch Dorothy Smith besuchte uns während eines Sabbaticals. Was nun meine beiden Mentoren anbelangt, kannten sie Alfred Schütz nicht im Original, sondern ausschließlich in der Interpretation Garfinkels, der ja für sein absichtliches »misreading« bekannt war. Zimmerman konnte mir allerdings viele Fragen zu Garfinkel beantworten, beim Tieferschürfen kamen wir aber regelmäßig an den Punkt, wo er sagte: »I don't know what he meant – ask Garfinkel«. Nun, die UCLA war nicht weit, also fuhr ich einige Male hin. Pollner hatte sich mittlerweile anderen Themen zugewandt. Schegloff war dezidiert in seinen Positionen bezüglich der CA und verteidigte diese eloquent und intellektuell scharfsinnig. Im Unterschied zu Harvey Sacks pflegte er keinen theoretischen Austausch mehr mit Garfinkel und schrieb auch keine gemeinsamen Artikel mit ihm (wie z.B. Garfinkel & Sacks 1970). Er hatte Sacks' CA auf das ›Turn-taking-system paradigm‹ (the ›TTS-paradigm‹) verkürzt und grenzte sich vehement vom Konzept einer ›ethnomethodologically informed sociology‹ ab, insbesondere auch gegen West and Zimmerman's (1987) »doing gender«.

Meine Kommunikation mit Garfinkel verlief demgegenüber harzig und zähflüssig. Er hatte keine »ready-made answers«, benutzte keine rhetorischen Floskeln, er schien sich jede Frage gründlich zu überlegen. Er schien einen Habitus der Dauerreflexion zu haben, ähnlich wie Husserl, der seine phänomenologischen Analysen immer weitertrieb und seine Konzepte auch immer wieder veränderte. Ich war mit einer langen Liste offener Fragen gekommen und ging ohne gehaltvolle Antworten wieder nach Hause. Ein Beispiel: Garfinkel hatte mich zum Essen in der Mensa eingeladen, und ich fragte ihn zu Beginn unseres Rückwegs zu seinem Büro: »How do you see the relationship between EM and CA?« Wir schritten nebeneinander ca. 10 Minuten einher, er hielt den Kopf leicht zur Seite geneigt und die eine Hand leicht angewinkelt, und er schien angestrengt nachzudenken. Kurz vor dem Büro sagte er schließlich: »I'd say they are not the same, but they are compatible.« Wow! Dann fuhr ich wieder zwei Stunden zurück nach Santa Barbara. Genau dasselbe 20 Jahre später: An der Gründungsversammlung der EMCA-Section der ASA 2002 in Chicago gab es ein Input-Referat von Schegloff und eines von Garfinkel – Schegloff gewohnt eloquent und luzid, Garfinkel schwerer verständlich. Und in der anschließenden Diskussion wurde Garfinkel gefragt, wie er das Verhältnis von EM und CA sehe, wo sie jetzt doch eine gemeinsame Sektion gründeten. Nachdem sich Schegloff diesbezüglich auffallend konziliant gezeigt hatte – es ging ja um die Gründung einer gemeinsamen Sektion –, hofften viele, Garfinkel würde die CA offiziell »als den Juwel in der Krone der EM« beschreiben, wie er es gemäß Button and Sharrock (2016: 611) angeblich mal getan hatte. Doch Garfinkel sagte: »Äh... Nnnn... äh... the details... the details are important...« Man konnte nur erahnen, was er damit genau meinte.

Dieser Habitus der Dauerreflexion fördert den Widerstand, Geschriebenes als fertig stehen zu lassen und zu publizieren, und ebenso den Widerstand, den Ansatz mit konkreten Konzepten zu kanonisieren. Bereits 1968, ein Jahr nach Erscheinen der ›Studies‹, erzählte Garfinkel am Purdue Symposium, dass er erwogen habe, das Label ›EM‹

durch ›neopraxiology‹ zu ersetzen (Garfinkel 1974: 18). 1982 gab er mir den expliziten Auftrag, »den deutschen Soziologen« zu sagen: »Forget about indexicality and reflexivity! That's over!« Das habe ich nie getan – stellen Sie sich vor, wie lächerlich ich mich gemacht hätte, die beiden Konzepte waren in der deutschsprachigen Soziologie eben erst angekommen und werden hier ja auch heute noch hochgehalten.

»Garfinkel is a great teacher, but an awkward writer«, sagte mir Deirde Boden. Ihr gelang es, eine sehr nahe Beziehung mit Garfinkel aufzubauen. Dies erwies sich zwar als sehr zeitaufwendig, doch Garfinkel fasste schließlich genügend Vertrauen zu ihr, um sie regelmäßig zu sich nach Hause einzuladen und ihr auch uneingeschränkten Zugang zu seinem Archiv zu gewähren. Durch sie erfuhr ich vieles, was m.W. noch immer nicht veröffentlicht wurde, z.B., dass Garfinkel und Sacks ein gemeinsames Projekt ›taping the world‹ entwickelt hatten: Jeder Typ von Konversationspraktik auf dieser Welt sollte akustisch aufgezeichnet und inventarisiert werden. Aufgrund von Sacks' frühem Tod blieb dies indes Makulatur. Deirde erzählte mir auch, dass Garfinkel erhebliche Probleme hatte, den eigenen Alltag zu bewältigen – dieser war ja sein Studienobjekt – und Vertrauen zu anderen Menschen zu entwickeln. Nach Deirde Boden's Tod fasste Garfinkel schließlich Vertrauen zu einer anderen Frau: Anne Rawls (weil sie fachfremd gewesen sei, so erzählte sie mir). Ihr verdanken wir inzwischen einige Publikationen von Garfinkels Arbeiten (Garfinkel 2002, 2006), und seit Garfinkels Hinschied besitzt und verwaltet sie auch dessen Archiv.

2. Die Geburt der Ethnomethodologie aus dem Geist der Phänomenologie

Wie kam Garfinkel zur Ethnomethodologie? In seinem Hauptwerk *Studies in ethnomethodology* nennt Garfinkel (1967: ix) einen Soziologen und drei Phänomenologen als seine intellektuellen Mentoren: Talcott Parsons, Alfred Schütz, Aron Gurwitsch und Edmund Husserl. Mit Phänomenologie kam er bereits während seines Master-Studiums in Kontakt. Zunächst hatte er – mit der Perspektive, in seines Vaters Möbelgeschäft einzusteigen – an der Universität seiner Heimatstadt Newark in New Jersey Betriebswirtschaftslehre studiert und mit dem Bachelor-Degree abgeschlossen. Von 1939 bis 1942 absolvierte er an der University of North Carolina in Chapel Hill ein Master-Studium in Soziologie, während dessen er mit Kollegen von der Philosophischen Abteilung Bekanntschaft schloss und Texte von Husserl, Gurwitsch und Gestalt-Psychologen las (Garfinkel 2002: 82ff., Rawls 2002: 11ff.). Laut einem Interview mit George Psathas (2009) nahm Garfinkel auch phänomenologische Texte in die Armee mit, in der er von 1942 bis 1946 diente.

1946 begann er sein Ph.D.-Studium bei Talcott Parsons an der Harvard University, wo er bis 1951 blieb. Während dieser Zeit pflegte er Beziehungen zu Aron Gurwitsch, den er regelmäßig in dessen Haus in Cambridge, Mass., besuchte, sowie zu Alfred Schütz, den er öfters in New York für Tutoriatsabende traf (Garfinkel 2002: 84). Im Rahmen dieser Kontakte wurde sein Interesse an Phänomenologie immer größer und gründlicher (Rawls 2002: 15), und es schlug sich auch deutlich in den zwei Arbeiten dieser Zeit nieder, die beide im Spannungsfeld zwischen der Phänomenologie einerseits und dem Parsons'schen Strukturfunktionalismus andererseits entstanden: in der Studie ›Seeing

Sociologically« (Garfinkel [1948] 2006) und in seiner Dissertation ›The perception of the other: a study in social order« (Garfinkel 1952). Während die Dissertationsschrift unveröffentlicht blieb, bei der Harvard University Library aber als Kopie ab Microfiche bestellt werden kann, wurde eine 1948 entstandene, 117 Seiten lange Vorstudie zu einer Dissertation mit dem umständlichen Titel ›Prospectus for an Explanatory Study of Communicative Effort and the Modes of Understanding in Selected Types of Dyadic Relationship« erst kürzlich von Anne Rawls entdeckt und veröffentlicht (Garfinkel 2006, Rawls 2006). Dieser Text, der seinerzeit u.a. auch von Erving Goffman, Anselm Strauss und Harvey Sacks gelesen wurde (Rawls 2006: 2), skizziert bereits die Grundlinien des ethnomethodologischen Forschungsprogramms. Dessen Einlösung, so bemerkt Lemert (2006) im Vorwort, konnte eine Dissertation nicht leisten, sondern nahm ein ganzes Forscherleben in Anspruch. Rawls (2006: 2) qualifiziert diese Schrift als »a dissertation that was never written«, sie kann m.E. aber auch als Vorstudie zu seiner Dissertation gewertet werden, welche viele inhaltliche Übereinstimmungen aufweist. Beide Schriften enthalten ausführliche Erörterungen über die Adäquanz theoretischer Prämissen und soziologischer Konzepte, also das, was sich viele von Garfinkel an Klärung immer gewünscht hätten und was dieser später hartnäckig verweigerte. In beiden Schriften wird der enorme Einfluss deutlich, den die Phänomenologie bei der Entstehung der Ethnomethodologie hatte (vgl. Eberle 2007; 2008).

Husserls Phänomenologie nimmt das ego-cogito-cogitatum zum Ausgangspunkt, also die Intentionalität des subjektiven Bewusstseins, und analysiert die Gegebenheitsweisen der Phänomene in ihren noetischen und noematischen Aspekten. Der Sinn der Phänomene konstituiert sich durch polythetische Bewusstseinsleistungen in der Zeitlichkeit des Bewusstseinsstroms. Schütz hat diese Analysen der Sinnkonstitution aufgenommen und fortgeführt, um die handlungstheoretische Grundlegung der Verstehenden Soziologie durch Max Weber philosophisch zu begründen. Dabei ging es ihm darum, die Sinnkategorie sowie die Strukturen der Lebenswelt zu klären. In Bezug auf Weber wies er auf die Notwendigkeit hin, die Zeitlichkeit sowie die Perspektivität der Sinnkonstitution zu beachten: Insbesondere soll zwischen verschiedenen Sinnschichten, zwischen subjektiven und objektiven Sinnzusammenhängen, zwischen Selbstdeutung und Fremddeutung sowie zwischen verschiedenen zeitlichen und räumlichen Gegebenheitsweisen unterschieden werden. Im Übrigen war Schütz (2004: 75) überzeugt, dass es Weber gelungen war, den Ansatzpunkt jeder echten Theorie der Sozialwissenschaften endgültig zu bestimmen.

In ›Seeing Sociologically« greift Garfinkel ([1948]2006) diese Analysen auf. Im Unterschied zu Schütz war er nicht an der Weberschen Soziologie, sondern am Parsons'schen Theorierahmen orientiert, und er setzte sich zum Ziel, unter Rückgriff auf die Phänomenologie eine neue soziologische Perspektive zu begründen (›seeing things anew«, 2006: 101). Sein Hauptziel sei erstens, das Konzept der sozialen Beziehung in die Begriffe »kommunikative Anstrengung (effort) zwischen Akteuren« zu übersetzen (2006: 99). Zweitens soll diese kommunikative Anstrengung (endeavor) untersucht werden in Bezug auf die Inhalte, die Organisation von Bedeutungen, die Prozesse und Logiken kommunikativer Ausdrücke sowie die Taktiken von Kommunikation und Verstehen, und zwar mit Hilfe des Verfahrens, Erfahrungen von Inkongruenz experimentell zu induzieren (ibid.). Schon als 31-jähriger Graduate Student hat Garfinkel also die Ziel-

setzung der Ethnomethodologie und das Verfahren der incongruity experiments entwickelt.

Wie Weber und Parsons setzt auch Garfinkel beim sozialen Handeln an und erörtert, was »soziologisch sehen« überhaupt heißen kann. Als Erstes gilt es die Beziehung des soziologischen Beobachters zu seinen Daten zu konzeptualisieren. Die Welt ist ein Faktum – doch wie ist das möglich? Nach Garfinkel läge es nahe, sich mit dem Bedeutungsgehalt so zentraler Begriffe wie »Existenz«, »Realität« und »Objektivität« auseinanderzusetzen, doch verzichtet er darauf zugunsten einer phänomenologischen Perspektive:

»We shall refer instead to the phenomenological researches of Edmund Husserl, and accept his views with regard to the considerations involved for the scientist who seeks a radical and rational empiricism« (Garfinkel 2006: 102).

In der Folge orientiert sich Garfinkel vor allem an den Analysen von Schütz, und zwar an dessen Aufsatz »On Multiple Realities« (Schütz [1945] 2003), wo dieser unter anderem die Akteursorientierung in der Alltagswelt und die Konzeption von Handlungen durch den wissenschaftlichen Beobachter thematisiert. Garfinkel präsentiert zahlreiche Exzerpte und gibt viele andere Passagen in eigenen Worten wieder. Im Mittelpunkt steht die sinnhafte Struktur der sozialen Welt oder, wie er später sagen wird, das »Problem der Bedeutung« (the problem of meaning) (Garfinkel 2002).² Im Unterschied zum Behaviorismus, aber auch zu jenen soziologischen Ansätzen, die soziale Bedeutungen durch ein intersubjektiv geteiltes Symbolsystem gesichert sahen, betont Garfinkel im Anschluss an Schütz die Vielfalt der sinnhaft vorinterpretierten Alltagswelt und die Relevanz interpretativer Akte.

Während sich Schütz in der egologischen Perspektive weitgehend mit den Gegebenheitsweisen der sozialen Welt in der subjektiven Erfahrung beschäftigt, zielt Garfinkel von Anfang an auf eine empirische Erforschung sozialer Kommunikation aus der Beobachterperspektive. Die Phänomenologie ist für ihn nur insoweit von Interesse, als sie ihm für dieses Unterfangen nützlich ist. Schütz hat die Beobachterperspektive eingehend analysiert, sowohl was das Fremdverstehen durch ein alltagsweltliches alter ego als auch was die sozialwissenschaftliche Modellbildung durch einen wissenschaftlichen Beobachter anbelangt. Auch »den Mechanismus der Kommunikation vom Standpunkt des Interpretierenden aus« hat er ausführlich beschrieben (Schütz 2003: 194). Das alter ego kommuniziert einen Gedanken, indem es Wort an Wort, Satz an Satz, Absatz an Absatz reiht, während ego diese Wirkhandlungen fortlaufend interpretiert. Zur Deutung aufgegeben ist dabei das gesamte Ausdrucksfeld, also nicht nur die Sprechhandlungen, sondern auch die Konnotationen und der Kommunikationskontext, der Tonfall der Stimme des Sprechers, sein Gesichtsausdruck und seine Gesten, ferner auch bloßes Verhalten und sogar bloße Reflexe, also wesentlich aktuelle Erlebnisse ohne subjektiven Sinn (Schütz 2003: 195f.).

2 In seiner »author's introduction« schreibt Garfinkel (2002: 83), dass er im Master-Studium 1939–1942 an der University of North Carolina gelernt habe, dass das »Problem der Bedeutung« für die Soziologie zentral sei. Für die Ethnomethodologie wurde dieses konstitutiv (während Parsons es übersehen hatte).

Ilja Srubar (1988) hat herausgearbeitet, dass Schütz' Lebensanalyse nicht nur einen subjektiven Pol hat, sondern auch einen intersubjektiven, pragmatischen Pol (vgl. a. Eberle & Srubar 2010). An diesem setzt Garfinkel (1967, 2006) nun an und nutzt Schütz' Analysen, um ein soziologisches Programm aus Beobachterperspektive zu entwerfen. In der Kommunikation sind die Akteure mit einem gemeinsamen Sense-making beschäftigt, das sowohl aus Anzeige- als auch aus Deutungsakten besteht. Aufgabe der Ethnomethodologie ist es nach Garfinkel, dieses konzertierte Sense-making in seinem sequenziellen Ablauf zu untersuchen. Denn durch die Art, wie Akteur B auf eine Kommunikation von Akteur A reagiert, bringt er zum Ausdruck, wie er diese Kommunikation verstanden hat, und in der nächsten Sequenz macht Akteur A deutlich, wie er die Reaktion von B verstanden hat (und ob er sich beispielsweise richtig oder falsch verstanden fühlt). Was nicht kommunikativ zum Ausdruck gebracht wird, kann auch nicht verstanden werden. Für Garfinkels Forschungsinteresse ist es daher völlig irrelevant, was im subjektiven Bewusstsein bzw. im Kopf der Interagierenden vor sich geht – nur, was in der Kommunikationssituation beobachtbar ausgedrückt wird, ist Gegenstand der Analyse. Später bringt Garfinkel (1963: 190) dies folgendermaßen auf den Punkt:

»I shall exercise a theorist's preference and say that meaningful events are entirely and exclusively events in a person's behavioral environment ... Hence there is no reason to look under the skull since nothing of interest is to be found there but brains. The ›skin‹ of the person will be left intact. Instead questions will be confined to the operations that can be performed upon events that are ›scenic‹ to the person.«

In Anlehnung an Parsons (bzw. an Hobbes) akzeptiert Garfinkel das Problem der sozialen Ordnung als die Grundfrage der Soziologie. Bereits in ›Seeing Sociologically‹ konstatiert er, dass Parsons zwar radikal in der Problemstellung, jedoch nicht radikal genug in seinen theoretischen Analysen gewesen sei (Garfinkel 2006: 137). Die invarianten Strukturen, die Husserls Phänomenologie expliziert, seien von wesentlich anderer Art als der theoretische Bezugsrahmen, den Parsons in ›Structure of Social Action‹ (1968[1937]) vorlegte. Dieser eigne sich zwar, wie aus Schütz' Weber-Analyse hervorging, zur Applikation auf teleologische Handlungen, nicht aber für expressive, z.B. intime Aktivitäten. In seiner über 600seitigen Dissertation, *The Perception of the Other*, stellt Garfinkel (1952) nach einigen metatheoretischen Erörterungen die konstitutiven Prämissen des Parsons'schen Theorieansatzes und jene der Schütz'schen Lebensweltanalyse einander als zwei alternative Paradigmen zur Erklärung sozialer Ordnung gegenüber, als »Korrespondenztheorie vs. Kongruenztheorie«, und unterscheidet sie anhand von sechs Kriterien (1952: 90-150).³ Obwohl Parsons sein Doktorvater war, entschied er sich nach diesem Vergleich für die Kongruenztheorie von Schütz und führte sein erstes Inkongruitätsexperiment durch (Garfinkel 1952: 391-602). Die Idee war folgende: Betrachtet man eine soziale Situation als eine sinnhafte Ordnung von Objekten, so stellt sie einen geschlossenen Sinnbereich dar, der auf dem Wirken eines kognitiven Stils beruht, den die beteiligten Mitglieder miteinander teilen. Setzt man nun eine dieser konstitutiven Annahmen des kognitiven Stils außer Kraft, müsste – so die Hypothese – die Ordnung

3 Für eine Kurzübersicht über die Garfinkel-Schütz-Korrespondenz vgl. Psathas (2009).

zusammenbrechen. In der Diss misslingt dieses Experiment zwar; in der Folge ließ er durch seine Studenten jedoch zahlreiche weitere Experimente durchführen.

Garfinkel übernimmt also die phänomenologische Fragestellung nach dem Wie der Sinnkonstitution von Phänomenen, verbindet sie aber mit der Parsons'schen Fragestellung nach dem Problem der sozialen Ordnung. Im Unterschied zur Mundanphänomenologie von Schütz verabschiedet er sich von sämtlichen anthropologischen Prämissen. Akteure sind keine Personen aus Fleisch und Blut, sondern durch situierte Handlungen konstituierte Identitäten (Garfinkel 2006: 186).

3. Die Geschworenen-Studie

Garfinkel schreibt seiner Geschworenen-Studie eine konstitutive Bedeutung für die Genese der Ethnomethodologie zu; in Zusammenhang mit dieser Studie kam er nämlich auf die Idee, die Bezeichnung ›Ethnomethodologie‹ einzuführen. Zum ersten Mal erzählte Garfinkel die Geschichte am Purdue-Symposium (Hill & Crittenden 1968: 5-11, als Exzerpt wieder abgedruckt unter dem Titel ›The origins of the term ›ethnomethodology‹ (Garfinkel 1974)). Er wiederholt sie auch an anderer Stelle in verkürzter Form (Garfinkel, Lynch & Livingston 1981: 133) und ergänzt sie in einer Fußnote in ›Ethnomethodology's Program‹ – wohl dank intensiver Nachfragen von Anne Rawls – um einige brisante Details (Garfinkel 2002: 96). Da sich Garfinkel zur Erklärung der Ethnomethodologie immer wieder auf diese Geschworenen-Studie berief, scheint es mir lohnenswert, sich ihr noch einmal zuzuwenden. Ich habe dazu einige zusätzliche Aspekte zum Hintergrund der Studie und den beteiligten Forschern recherchiert, die einiges zur Klärung beitragen.

3.1. Fragestellung und Datenlage

Die Geschichte ist in ihren Grundzügen wohl vielen bekannt. Als Garfinkel 1953 einige Monate ohne Job war, holte ihn sein Freund Fred Strodbeck, mit dem er in Harvard studiert hatte, an die University of Chicago. Strodbeck war Sozialpsychologe und Director of Experimental Research im American Jury Project der Law School – ein Projekt, das von Edward Levy (Dean of Law School) initiiert und von der Ford Foundation mit einer Million US-\$ finanziert wurde; es dauerte von 1953-1959. Es war ein Prestige-Projekt der Law School, und dafür holte es sich ausgewiesene soziologische Experten für empirische Sozialforschung, die neue Methoden entwickeln sollten: Auf Empfehlung von Paul Lazarsfeld, der das Angebot selbst ablehnte, wurde Hans Zeisel berufen (Mitverfasser der Marienthal-Studie), der promovierter Jurist und Experte für Marktforschung in New York war, sowie Fred Strodbeck aus Yale. Gemäß Garfinkel war es Strodbeck, der in Wichita, Kansas, den Verhandlungsraum der Geschworenen verwandt hatte. Strodbeck beauftragte seine Projektmitarbeiter Garfinkel und Saul Mendlovitz, sich erst die Tonbänder anzuhören und anschließend die Geschworenen zum Verhandlungsverlauf zu befragen. Damals war gerade die Kleingruppenforschung en vogue, und Strodbeck gehörte zu deren wesentlichen Exponenten. Neben der Interaktionsanalyse, die von Robert F. Bales in Harvard entwickelt wurde, entwickelte auch Strodbeck mikrosoziologische Methoden – bekannt wurde insbesondere

seine Values Orientation Theory (entwickelt mit Florence Kluckhohn von der Harvard University in 1961), die nicht nur in Kleingruppen, sondern auch in der interkulturellen Forschung oft angewandt wurde. Es lag daher nahe, auf diese Weise auch die Geschworenenverhandlungen zu analysieren und deren typischen gruppendynamischen Merkmale herauszuarbeiten, die sie mit anderen Gruppenprozessen vergleichbar machten. Im Laufe des Projekts warf Edward Shils, der die Projektaufsicht für die Ford Foundation innehatte und Auftraggeber von Strodtbeck war, einmal die kritische Frage auf: »I'm sure that if you use Bales' categories we can learn what about jurors' deliberations makes them a small group. But, what about their deliberations makes them a jury?« Strodtbeck entgegnete, er stelle die falsche Frage, und Shils stimmte ihm zu (Garfinkel 2002: 96).

Garfinkel und Mendlovitz verfolgten in ihrer Studie nun aber genau diese »falsche« Fragestellung von Shils: Was macht Geschworene zu Geschworenen? Der gemeinsame Artikel figuriert in den »Studies in Ethnomethodology« (Garfinkel 1967) als Kapitel 4 – das einzige Kapitel in Ko-Autorschaft – und wurde hier zum ersten Mal publiziert, 12–13 Jahre nach dem Abschluss des Projekts (Garfinkel 1967a). Garfinkel (1974) berichtet später von zwei Papers, die »er« verfasst habe, eines für die Pacific Meetings und eines für die National Meetings. Die überlieferten Jahreszahlen sind widersprüchlich, wurden mittlerweile aber korrigiert: Die gemeinsame Präsentation (Strodtbeck, Garfinkel, Mendlovitz) an den Annual Meetings der ASA erfolgte 1954.⁴ Garfinkel erwähnt in Kap. 4 lediglich in einer Fußnote, dass er dieses mit Paul Mendlovitz verfasst habe (1967a: 104), und er verliert kein Wort darüber, ob der vorliegende Text eine Überarbeitung oder gar Integration jener beiden Papers war. (Vielleicht ist da im Nachlass noch was zu finden.) Jedenfalls berichtet er, dass ihm in diesem Zusammenhang die Bezeichnung »Ethnomethodologie« eingefallen sei (1974: 16).

Was nun die Argumentation betrifft, trägt sie deutlich Garfinkels Handschrift. Mendlovitz trug sie während des Projekts offenbar mit, wechselte danach jedoch an die Law School und promovierte als Jurist. 1956 wechselte er an die Rutgers University, wo er sich fortan anderen Themen widmete, vor allem der drastischen Reduktion von bewaffneter Gewalt, aber auch Kriegen, internationalen Konflikten und Genozid. Schließlich wurde er »Dag Hammarskjöld Professor of Peace and World Order Studies«. In der Library of Congress findet sich kein eigenständiger Artikel von Mendlovitz zum Jury-Projekt. Allerdings entdeckte ich ein aufschlussreiches Interview von Mendlovitz aus dem Jahr 2009, in dem er berichtet, dass die heimlichen Aufnahmen der Geschworenenverhandlungen illegal waren: Zwar hatte der Richter die Erlaubnis zum secret taping gegeben, nicht aber die Geschworenen. In rechtsgerichteten Medien kamen »the little swarthy men«, also die »Juden von der University of Chicago« denn auch

4 Zum einen berichtet Garfinkel (1968; 1974), dass ihm die Idee mit der »Ethnomethodologie« im Laufe dieses Projekts gekommen sei, das im Sommer und Herbst 1954 durchgeführt und im Herbst 1955 abgeschlossen wurde, andererseits schreibt er in »EM's program« (2002: 80), dass sie bereits 1953 – offenbar sie beide – an den Annual Meetings der ASA empfohlen hätten, in den Katalog der Anthropologie über die Ethno-Wissenschaften auch die Bezeichnung Ethno-Methodologie aufzunehmen (2002: 80). Anne Rawls (2002: 16) schreibt in ihrer Einleitung, das Projekt habe 1953 stattgefunden, und 1954 hätten sie an der ASA präsentiert (so auch Psathas 2004). Rawls berichtet auch, sie hätten das Paper zu dritt präsentiert (also Garfinkel, Mendlovitz und Strodtbeck) (ibid.).

heftig unter Beschuss, und so wurden die Studien von Strodtbeck fortan – heiße Pointe – mit experimentellen Geschworenen im Labor-Setting durchgeführt.⁵

Für Strodtbeck war dieser Wechsel von einem natürlichen zu einem experimentellen Setting unproblematisch – er verfolgte ohnehin eine andere Fragestellung. Zudem war er im Rahmen der Geschworenen-Studie der Chicagoer Law-School explizit ›director of experimental research‹.⁶ Bemerkenswert ist, dass keine seiner Studien Eingang fand im Buch ›The American Jury‹ (Kalven & Zeisel 1966), in dem die wichtigsten Ergebnisse präsentiert wurden. Von den 60 Berichten, die im Rahmen des Projekts produziert worden waren, wurde nur ein Teil mit aufgenommen und, was die Daten anbelangt, ausschließlich Studien mit Survey-Daten. Strodtbecks Simulationsstudien führten unter anderem zu Rita Simon's Beitrag ›The Jury and the Defense of Insanity‹ (1966).

Die Illegalität der Datenerhebung in Wichita erklärt nun, warum Garfinkel in seiner Geschworenenstudie kein Wort über die Datenlage verliert – diese Daten durften gar nicht verwendet werden. Gemessen an den heutigen ethnomethodologischen Standards würde die Studie ja als völlig inadäquat beurteilt, wird doch keine der meist deskriptiven Aussagen mit konkreten empirischen Daten belegt – weder aus den Transkripten der abgehörten Verhandlung, noch mit Daten aus den Interviews. So weiß man oft nicht, auf welche Daten sich die beiden Autoren jeweils im Einzelnen beziehen.

Wesentlich später, nämlich in ›Ethnomethodology's Program‹, wies Garfinkel darauf hin, dass sie die Geschworenenverhandlungen transkribiert hatten, und dieses File sei ›a constant real-world reminder‹ gewesen, ›that the problem of social order consists of lived work‹ (Garfinkel 2002: 80). Die Geschworenen-Studie war für Garfinkel auch deshalb so wichtig, weil er hier eine neue Datensorte entdeckte. In seiner Dissertation hatte er bereits eine experimentelle Anordnung gewählt, die er später in Form der »Krisenexperimente« (incongruity oder breaching experiments) weiterentwickelte. Hier nun aber hatte er zum ersten Mal längere Sequenzen interaktiver Verhandlungen, die in einem natürlichen Setting der »wirklichen Welt« auf Tonband registriert und transkribiert wurden. Garfinkel und Mendlovitz waren anscheinend die einzigen Glücklichen, die mit diesen Tonbändern aus Wichita arbeiten durften – danach wurden von Strodtbecks Team nur noch Daten aus experimentellen Geschworenenverhandlungen verwendet. Garfinkel wurde wohl erst im Kontext dieser Studie wirklich bewusst, wie wichtig und wie ergiebig das empirische Studium alltäglicher, natürlicher Interaktionen in ihrem sequenziellen Ablauf ist.

3.2. Methodologie der Geschworenen

Anhand der Tonbänder und Transkripte erkannten Garfinkel und Mendlovitz, dass sich die Geschworenen ihrer verantwortungsvollen Aufgabe bewusst waren: Sie mussten zu einem gemeinsamen Verdikt und einem ›richtigen‹ Urteilsspruch gelangen. Dazu mussten sie vielfältige Entscheidungen treffen: Zum einen mussten Art und Ausmaß eines Schadens bestimmt, der kausale Ablauf des Geschehens rekonstruiert und darauf basierend die Schuldfrage geklärt und schließlich auch Möglichkeiten eruiert werden,

5 http://cdclv.unlv.edu/archives/interactionism/goffman/mendlovitz_08.html

6 <http://www-news.uchicago.edu/releases/05/050819.strodtbeck.shtml>

den Schaden wiedergutzumachen (z.B. durch Schadenersatzzahlungen). Dabei mussten sie sich an die zugelassenen Materialien halten: Zeugenaussagen, Beweismittel, Indizien, Gutachten, Plädoyers und allenfalls Geständnisse. Da diese meist widersprüchlich sind, mussten die Geschworenen zum anderen auch Entscheidungen darüber treffen, welche Evidenzen sie den einzelnen Materialien zumaßen, was als Fakt gelten durfte und was nicht, was tatsächlich und was nur scheinbar oder vermeintlich passiert war. Gemeinsam und sequentiell entwickelten sie im Laufe der Verhandlung einen Wissenskorpus, der in jedem Zeitpunkt in sich konsistent sein sollte und als Basis für die weiteren Verhandlungsschritte diente. Am Schluss wollten sie zu einem empirisch verlässlichen Urteil kommen, das den gesetzlichen Normen entsprach und auch ›fair‹ sein sollte. Doch wie bewerkstelligten die Geschworenen all diese Aufgaben?

Garfinkel und Mendlovitz beobachteten, dass die Geschworenen darum bemüht waren, sich selbst als ›Geschworene‹ und ihre Zusammenarbeit als ›Geschworenenverhandlung‹ sichtbar und erkennbar zu machen. Ihre Interaktionen produzierten in ihrem sequenziellen Ablauf jene Merkmale, anhand derer man ein Schwurgericht als Schwurgericht erkennt. Offenbar waren Geschworenenverhandlungen sozial organisiert, und die Mitglieder benutzten eine Art ›Methodologie‹, um diese Merkmale methodisch und konzentriert zu erzeugen. Und diese Merkmale sind unabhängig von den Charakteristika einzelner Personen – sie werden auch dann hervorgebracht, wenn einzelne Personen ausgewechselt werden. Da es hier um eine ›Methodologie‹ ging, die Bestandteil des ›Common-sense‹, des allgemeinen Alltagswissens ist, kam Garfinkel auf die Idee, in Analogie zu den Bezeichnungen ›Ethnobotanik‹, ›Ethnomedizin‹ ›Ethnophysik‹ und ›Ethnophysiologie‹ von ›Ethnomethodologie‹ zu sprechen.

In der vorliegenden Geschworenen-Studie (Garfinkel 1967a) versuchen die Autoren nicht, die gesamte Methodologie der Geschworenen zu explizieren, sondern sie beschränken sich explizit auf einen Teil dieser Methodologie, nämlich auf die normative Ordnung der Entscheidungsfindung. Es werden zwei verschiedene normative Ordnungen identifiziert: a) die Regeln des Common-sense, und b) die offiziellen Regeln, was einen guten Geschworenen ausmacht. Um dies an einigen ausgewählten Beispielen zu illustrieren:

a) Entscheidungen über Fakten sind korrekt, wenn

- sie mit Respekt für die Zeit gemacht werden, die es braucht, um sie fällen zu können;
- sie nicht verlangen, dass Geschworene ihr Alltagswissen über das, was jedermann weiß, in Zweifel ziehen müssen;
- sie nicht verlangen, dass Geschworene das Jedermannswissen darüber, wie Kompetenz, Autorität, Verantwortung und Wissen üblicherweise unter verschiedenen gesellschaftlichen Typen von Personen verteilt sind, bezweifeln;
- die Gelegenheit und Notwendigkeit, hinter die Erscheinungen zu blicken, minimiert wird (vgl. Garfinkel 1967a: 108).

b) Offizielle Regeln, die Geschworene beachten sollen:

- Falls entschieden werden muss zwischen dem, was legal, und dem, was fair ist, entscheidet sich der gute Geschworene für das, was legal ist.
- Die Entscheidungen eines guten Geschworenen sind unabhängig von seiner Sympathie.
- Für einen guten Geschworenen sind das ›Gesetz‹ und die ›Evidenz‹ die einzigen legitimen Entscheidungsgrundlagen.
- Der gute Geschworene enthält sich so lange eines Urteils, bis wichtige Angelegenheiten des Gerichts abgeschlossen sind (z.B. die Anhörung des Schlussplädoyers der Anwälte) (vgl. Garfinkel 1967a: 109f.)

Diese beiden Sets von Regeln – wie bereits im Titel des Kapitels angekündigt, erheben die Autoren keinen Anspruch auf Vollständigkeit – wurden offenbar aufgrund der Tonbänder und Transkripte eruiert. Die Autoren halten fest, dass die Geschworenen in den Befragungen nur über die offiziellen Regeln Auskunft geben konnten – diese hatten sie nämlich explizit also solche gelernt –, nicht aber über die Common-sense-Regeln, die sie im Alltag zwar erfolgreich praktizierten, aber nicht beschreiben konnten. (Dies deckt sich mit der Argumentation von Schütz, dem es allerdings nicht gelang, Parsons die Unterscheidung von Normen und Common-sense-Wissen verständlich zu machen. Vgl. Schütz und Parsons 1977).

Auf der Basis der konventionellen Soziologie würde man annehmen, dass die Common-sense-Regeln zum alltäglichen Allgemeinwissen gehören und die offiziellen normativen Regeln eben die »Rolle« der Geschworenen definieren. Was macht Geschworene zu Geschworenen? Eben die spezifischen normativen Rollenerwartungen, die Geschworene erfüllen sollten. Überraschenderweise halten die Autoren nun aber Folgendes fest:

»As a person underwent the process of ›becoming a juror‹ the rules of daily life were modified. It is our impression, however, that the person who changed a great deal, changed as much as 5 per cent in the manner of making his decisions. A person is 95 per cent juror before he comes near the court.« (Garfinkel 1967a: 110)

Was macht Geschworene zu Geschworenen? Nach Garfinkel und Mendlovitz sind es zu 95 % Alltagsregeln, Common-sense-Regeln, die wir alle beherrschen. Vergegenwärtigt man sich, dass diese Erkenntnis etwa zur selben Zeit formuliert wurde, als Ralf Dahrendorf (1958) in Deutschland den Homo Sociologicus präsentierte – also den Rollenspieler, der die an seine Position geknüpften normativen Erwartungen zu erfüllen hat, ansonsten er sanktioniert wird –, und vergegenwärtigt man sich, dass in den USA dieselbe Grundvorstellung durch den Strukturfunktionalismus flächendeckend verankert war, dann erkennt man, wie revolutionär diese Erkenntnis damals war.

Im Folgenden gehen die Autoren der Frage nach, auf welche Weise die offizielle Liste von Regeln – also die 5 % – die selbstverständlichen Common-sense-Regeln modifizierten und inwieweit diese Modifikation die Personen charakterisierten, die als Geschworene handelten? Wurden gewisse Common-sense-Regeln durch offizielle Regeln substituiert? Nein, sagen die Autoren, die CS-Regeln und die offiziellen Regeln

wurden gleichzeitig aufrechterhalten. Damit waren die Bedingungen einer richtigen Entscheidung zweideutig definiert, und die Geschworenen mussten mit dieser Ambiguität irgendwie praktisch fertig werden.

Was nun die beiden erhobenen Datensorten anbelangt, ist interessant, dass die Geschworenen in den nachträglichen Interviews das Geschehen anders schilderten als in den Tonbändern erkennbar war. Darin zeigt sich die Produktivität von Strodtbecks Forschungsdesign. In den retrospektiven Befragungen vermieden die Geschworenen Anomien; sie suchten sich jeweils jene Evidenzen zusammen, die mit den offiziellen Regeln übereinstimmten. Die Autoren nennen dies »selective redeliberation«. Nur privat sprachen Geschworene über Ambiguitäten in Entscheidungssituationen – öffentlich hielten sie immer daran fest, dass die Entscheidungen mit den offiziellen Regeln konform waren. Die Studie förderte also klar zutage, dass die auditive Registrierung von Interaktionssequenzen andere Daten liefert als retrospektive Befragungen: In den Befragungen wurde der Entscheidungsverlauf legitimiert, und die normativen Regeln wurden dazu als Ressourcen genutzt. Wurden die befragten Geschworenen indessen auf Diskrepanzen zwischen ihrer idealisierten Darstellung und dem effektiven Verlauf hingewiesen, reagierten sie ängstlich und brachen das Interview bald ab.

Verglichen mit den damals gängigen Entscheidungstheorien eröffnete diese Studie insofern eine radikal neue Perspektive, als sie den Entscheidungsprozess als sozialen Prozess in seinem sequentiellen Verlauf analysierte. Die gängigen Entscheidungstheorien modellierten Entscheidungen dagegen oft als Wahl zwischen Alternativen, wobei die künftigen Bedingungen in Form von Szenarien variiert wurden. Dieser Typus von Entscheidungstheorien hat sich bis heute gehalten. Garfinkel und Mendlovitz schlagen indessen vor, dass das Resultat vor der Entscheidung kommt und die Aufgabe des Entscheidungsträgers also primär in einer retrospektiven Legitimierung des Resultats besteht. Diese Erkenntnis war umwerfend, im Unterschied zu den Autoren bezweifle ich allerdings ihre Verallgemeinerungsfähigkeit auf sämtliche alltäglichen Entscheidungssituationen. Als Hypothese, die sich in der weiteren empirischen Forschung verschiedenster alltäglicher Handlungssituationen bewähren muss, kann ich sie indes akzeptieren. (In der Managementpraxis zeigt sich beispielsweise, dass die Erfolge des Unternehmens oft nicht voraussehbar waren, im Nachhinein aber durch die verfolgte Strategie legitimiert werden.)

4. Schlussfolgerung

Zum Abschluss fasse ich meine Ausführungen thesenartig zusammen:

- 1) Die Ethnomethodologie wäre ohne die Phänomenologie nie entstanden. Dies manifestiert sich sehr deutlich in Garfinkels Frühschriften (2002; 1952), aber auch in all seinen »Studies« (Garfinkel 1967), deren Jubiläum wir mit diesem Band feiern. Es gibt viele implizite wie explizite Bezugnahmen auf die Lebensweltanalyse von Schütz. Viele Argumente Garfinkels hatte Schütz bereits formuliert und wurden von Garfinkel gleichsam am empirischen Material »wiederentdeckt«.

- 2) Garfinkels Genialität liegt darin, dass er Schütz' Lebensweltanalyse an ihrem pragmatischen Pol als alternativen Erklärungsansatz für das Problem der sozialen Ordnung interpretierte. Schütz wäre nie so weit gegangen. Garfinkel gab der Lebensweltanalyse eine soziologische Wendung, er folgte indes dem Ruf der Phänomenologie »Zu den Sachen selbst!«. Während sich die Phänomenologen zunehmend in Textexegese ergingen und den Blick auf die Phänomene verloren, widmete sich Garfinkel ganz konkret der Phänomenalität sozialer Settings in ihrer ganzen Detailfülle und stellte die Frage nach dem Wie: Wie konstituieren sich diese Settings? Früh hatte Garfinkel erkannt, dass das Sinnproblem für die Soziologie zentral ist, und in der Phänomenologie fand er die überzeugendsten Analysen der Sinnkonstitution. Neben Schütz nennt Garfinkel auch explizit Aron Gurwitsch, dessen Buch »Das Bewusstseinsfeld« er als grundlegend für die Ethnomethodologie bezeichnet (Garfinkel 2002: 84). Im Kern habe ich Garfinkel daher immer als Phänomenologen wahrgenommen, bzw. als phänomenologischen Soziologen. Er nennt denn seinen Untersuchungsgegenstand auch immer wieder »das Phänomen« und kritisiert, dass die herkömmliche Soziologie sich mit dessen Umschreibung (gloss) zufrieden gibt, statt es zu analysieren.
- 3) Garfinkel blickte wohl deshalb so dankbar auf die Projektmitarbeit bei Strodtbeck zurück,
 - a) weil Ed Shils dort die entscheidende Frage gestellt hat, was Geschworene zu Geschworenen macht – obwohl diese Frage nach gängiger Konvention (und auch für Strodtbeck) »falsch« war. Garfinkel und Mendlovitz machten sie jedoch zur Leitfrage und entwickelten Methoden, um das Datenmaterial auf diese hin zu untersuchen;
 - b) weil er dort mit einmaligen Daten, nämlich Tonbändern einer real-life Geschworenenverhandlung arbeiten durfte. Diese neue Datensorte zeigte die Relevanz der Aufzeichnung sequentiell organisierter Interaktionsverläufe in natürlichen Settings, zeichneten die Geschworenen doch in den retrospektiven Befragungen ein ganz anderes Bild, das zum wirklichen Verlauf des Geschehens deutliche Diskrepanzen aufwies. Zudem arbeitete Garfinkel nach jahrelanger Theoriearbeit zum ersten Mal ausgiebig empirisch. Vermutlich setzte mit dieser Studie auch seine Wende zur Empirie ein – bzw. seine Forderung nach Empirie (selbst blieb er ja primär ein Theoretiker);
 - c) und schließlich, weil ihm in Zusammenhang mit diesen Analysen die Idee der »methodischen Erzeugung sinnhafter, geordneter Merkmale des Alltagslebens« einfiel und er auch die dazu passende Bezeichnung »Ethnomethodologie« erfand.
- 4) Wenig überzeugend ist in der Geschworenen-Studie indes die Formulierung von Regeln. Sie wirken oft zu abstrakt, als ob auch sie der Anwendung bzw. Umsetzung bedürften. Garfinkel begründet zwar den Regel-Begriff unter Rückgriff auf die sozialwissenschaftliche Methodenlehre von Felix Kaufmann (1936), der sich ebenfalls an Husserl orientiert hatte. Die Absicht ist dabei vor allem, die Tatsachenbezogenheit einer Aussage nicht auf die ontologischen Charakteristika des beschriebenen Ereignisses zu beziehen, sondern auf die Regel, die ihren Gebrauch bestimmt. Garfinkel und Mendlovitz hatten hier natürlich nicht nur das Problem, dass sie ihre Tran-

skripte nicht publizieren durften, sondern auch das Problem, wie sie solch lange Verhandlungssequenzen verdichtet darstellen konnten. Später versuchte Garfinkel (1963) konstitutive Basis-Regeln am Beispiel des Schachspiels zu illustrieren: Es gibt die konstitutiven Spielregeln, innerhalb derer verschiedene Spielstrategien verfolgt werden können. Diese Unterscheidung erwies sich allerdings nicht als tragfähig, und so ließ er den Regel-Begriff schließlich fallen. Die Begriffe ›Methoden‹ und ›Praktiken‹ kommen dem Charakter der »Vollzugswirklichkeit« (Bergmann 1974) wesentlich näher.

- 5) Garfinkels ›Studies‹ repräsentieren eine Vielzahl von Ideen und verschiedener Datentypen. Die enorme Kreativität, die darin verkörpert ist, begeistert. Auf diesem Hintergrund sollten wir uns anlässlich dieses Jubiläums auch fragen: Was ist eigentlich aus dieser Vielfalt geworden? Was davon lebt heute weiter? Worauf haben wir uns reduziert?

Mein eigener Weg führte mich jedenfalls von der Ethnomethodologie und ihrer nano-soziologischen Detailbesessenheit wieder weg in den breiteren Rahmen einer phänomenologischen Wissenssoziologie. Ich konnte meine soziologischen Interessen nicht auf Kontexte unmittelbarer Kommunikation beschränken, sondern wollte sie – einer Formulierung Hubert Knoblauchs (1995) folgend – auch auf Kontexte mittelbarer Kommunikation und auf gesellschaftliche Kontexte beziehen. Die Prägung durch die Ethnomethodologie und meine Faszination für sie sind jedoch geblieben; noch immer bin ich Mitglied der EMCA-Section der ASA und halte Kontakt. So sehr, dass mir befreundete phänomenologische Soziologen auch immer wieder mal vorwarfen, ich sei »zu ethnomethodologisch« geblieben...

Literatur

- Adorno, Theodor W. (1972): *Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie*. Neuwied u. Berlin: Luchterhand.
- Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen (Hg.) (1973): *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*. Bd.1: *Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*; Bd.2: *Ethnotheorie und Ethnographie des Sprechens*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Bergmann, Jörg (1974): *Der Beitrag Harold Garfinkels zur Begründung des ethnomethodologischen Forschungsansatzes*, unveröff. Diplomarbeit, Universität Konstanz.
- Button, Graham & Sharrock, Wes (2016): In support of conversation analysis' radical agenda. *Discourse Studies* Vol. 18 (5): 610-620.
- Dahrendorf, Ralf (1958): *Homo Sociologicus*, Köln u. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Eberle, Thomas S. (2007): Ethnomethodologie und Konversationsanalyse. In: R. Schützeichel (Hg.), *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK, S. 139-160.
- Eberle, Thomas S. (2008): Phänomenologie und Ethnomethodologie. In: J. Raab, M. Pfadenhauer, P. Stegmeier, J. Dreher, B. Schnettler: *Phänomenologie und Soziologie*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, S. 151-161.

- Eberle, Thomas S. & Srubar, Ilja (2010): Einleitung. In: Alfred Schütz, *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. ASW Bd. IV, hg. von Thomas S. Eberle, Jochen Dreher und Gerd Sebald. Konstanz: UVK, S. 9-44.
- Garfinkel, Harold (1952): *The Perception of the Other*. Harvard University: unveröff. Diss.
- Garfinkel, Harold (1963): A conception of and experiments with »trust« as a condition for stable concerted actions, in O.J. Harvey (ed.), *Motivation and Social Interaction*, New York: Ronald Press, S. 187-238.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Garfinkel, Harold (1967a): Some rules of correct decisions that jurors respect, Kap. 4 in Garfinkel 1967: 104-115.
- Garfinkel, Harold & Sacks, Harvey (1970): On formal structures of practical actions, in: J.C. McKinney & E.A. Tiryakian (eds.), *Theoretical Sociology*. New York: Appleton-Century-Crofts, S. 337-366.
- Garfinkel, Harold (1974): The Origins of the Term »ethnomethodology«. In: Roy Turner: *Ethnomethodology. Selected Readings*. London: Penguin, S. 15-18.
- Garfinkel, Harold, Lynch, Michael & Livingston, Eric (1981): The work of a discovering science construed with materials from optically discovered pulsar, *Philosophy and the Social Sciences* 11, 2: 131-158.
- Garfinkel, Harold (2002): *Ethnomethodology's Program. Working Out Durkheim's Aphorism*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Garfinkel, Harold ([1948] 2006): *Seeing Sociologically. The Routine Grounds of Social Action*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Habermas, Jürgen (1970): *Zur Logik der Sozialwissenschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Habermas, Jürgen & Luhmann, Niklas (1971): *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Hill, Richard J. & Crittenden, Kathleen Stones (eds.) (1968): *Proceedings of the Purdue Symposium on Ethnomethodology, Institute Monograph Series No.1*, Institute for the Study of Social Change, Lafayette, Indiana: Purdue University.
- Kalven, Harry, Jr. & Zeisel, Hans (1966): *The American Jury*. Boston: Little, Brown and Company.
- Kaufmann, Felix (1936): *Methodenlehre der Sozialwissenschaften*. Wien: Julius Springer.
- Knoblauch, Hubert (1995): *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*. Berlin/New York: De Gruyter.
- Lemert, Charles (2006): Foreword: The Indexical Properties of Sociological Time. In: Harold Garfinkel: *Seeing Sociologically. The Routine Grounds of Social Action*. Lanham: Rowman & Littlefield, S. vii-xiii.
- Luhmann, Niklas (1971): Moderne Systemtheorien als Form gesamtgesellschaftlicher Analyse. In: Habermas & Luhmann 1971: 7-24.
- Parsons, Talcott ([1937] 1968): *The Structure of Social Action. Vol.I: Marshall, Pareto, Durkheim; Vol.II: Weber*, New York: Free Press.
- Psathas, George (2009): The correspondence of Alfred Schutz and Harold Garfinkel: What was the »Terra Incognita« and the »Treasure Island?« In: L. Embree, G. Psathas, H. Nasu & I. Srubar (Hg.), *Alfred Schutz and His Intellectual Partners*, Konstanz: UVK, S. 401-434.

- Rawls, Anne Warfield (2002): Editors' Introduction. In: H. Garfinkel: *Ethnomethodology's Program. Working Out Durkheim's Aphorism*. Lanham: Rowman & Littlefield, S. 1-64.
- Rawls, Anne Warfield (2006): Respecifying the Study of Social Order – Garfinkel's Transition from Theoretical Conceptualization to Practices in Details. In: H. Garfinkel: *Seeing Sociologically. The Routine Grounds of Social Action*. Lanham: Rowman & Littlefield, S. 1-97.
- Schütz, Alfred ([1945] 2003): Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In: ders., *Theorie der Lebenswelt I*, ASW V.1, hg. v. Martin Endreß & Ilja Srubar. Konstanz: UVK, S. 177-247.
- Schütz, Alfred ([1932] 2004): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. ASW II, hg. v. Martin Endreß & Joachim Renn. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred (2010): *Zur Methodologie der Sozialwissenschaften*. ASW Bd. IV, hg. v. Thomas S. Eberle, Jochen Dreher & Gerd Sebald, u.M.v. Michael Walter. Konstanz: UVK.
- Schütz, Alfred & Parsons, Talcott (1977): *Zur Theorie sozialen Handelns. Ein Briefwechsel*, hg. u. eingeleitet v. Walter M. Sprondel. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Simon, Rita James (1967): *The Jury and the Defense of Insanity*. Boston: Little, Brown.
- Srubar, Ilja (1988): *Kosmion. Die Genese der pragmatischen Lebenswelttheorie von Alfred Schütz und ihr anthropologischer Hintergrund*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Vom Lehn, Dirk (2012): *Harold Garfinkel*. Konstanz: UVK.
- West, Candace & Zimmerman, Don H. (1987): Doing Gender. *Gender and Society*, Vol 1, No. 2 (Jan.): 125-151.
- Zimmerman, Don H. & Pollner, Melvin (1976): Die Alltagswelt als Phänomen. In: E. Weingarten, F. Sack & J. Schenkein: *Ethnomethodologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 64-104
- Zimmerman, Don H. & Wieder, Lawrence D. (1977): You Can't Help but Get Stoned: Notes on the Social Organization of Marijuana Smoking. *Social Problems*, Vol. 25, No. 2 (Dec): 198-207.